

Septembertage 1944 und was folgte

Erinnerungen an den Einmarsch der Sowjetsoldaten in Jahrmarkt/ Von Josef Goschy (1.04.1932 – 1.02.2006)

Es war in den großen Ferien. Für uns Kinder war mal wieder **die** Zeit gekommen, die Dreschzeit. Man konnte sich doch bei diesem Treiben nach Herzenslust austoben. Dahin lief man schon gerne, auch wenn es über weite Felder ging. War dann mal die Maschine im Dorf oder gar im eigenen Hof, das war dann schon die größte Sensation, der man schon lange vorausgefiebert hatte. Wer dachte dabei schon an einen bevorstehenden Schulbeginn? Tatsächlich gab es für die meisten meines Alters, obwohl erst zwölfjährig, keinen Schulbeginn mehr.

Hier bei diesem lustigen Treiben hatte man doch nie daran gedacht und vergaß auch noch mittags das Nachhause gehen. Wie gerne hatte man da immer zugesehen, beim Umzug, beim Wandern, beim Anfahren und überall wollte man doch ganz nahe dabei sein. Helfen wollte man immer nur das, was man noch nicht sollte. An die fauchende Dampfmaschine, den Kessel, sollte man doch nicht so nahe kommen. Beim Heizen aber durfte man schon mithelfen. Die Buben, die schon stark genug waren, durften schon mal die Heizgabel erfassen. Das Stroh, das hinter dem Kessel aufgetürmt war, wurde mit der Stahlgabel über eine blankgeschürfte Blechrutsche in die schmalen Schlitze gesteckt und somit in den Verbrennungsraum. Die Kleineren, die noch nicht die Gabel führen konnten, standen daneben und blickten neidisch zu. Andere wieder balgten sich da auf dem Stroh herum. Man konnte da so schöne Purzelbäume schlagen. Vetter Josef, der Maschinist, blickte da schon gerne zu. Manchmal wurde auch gewetteifert, wer den Dampfdruck höher treiben kann. Wie gebannt sah man dann auf die „Uhr“, den Manometer, wie sich der Zeiger dem roten Felde näherte. Da kam schon mal der Maschinist und sagte, langsam du Schlingel, sonst hol' ich dir die Gabel ab. Wenn mal das Stroh hinterm Kessel zur Neige ging, dann musste gepfiffen werden. Mit der Dampfpeife. Um diese Zeit drängelten sich dann schon immer welche vor, die Kleinen wurden immer weggeschubst. Der Maschinist sah da schon gerne dem Gerangel zu, ergriff sich mal einen der Kleinsten, hob ihn hoch und er durfte die Dampfpeife ziehen. Ein lautes Hu-Hu, das man im ganzen Dorfe hören konnte.

Von den Mädchen unseres Alters waren auch immer welche da. Allerdings sie wurden auf Distanz gehalten. Was konnten die schon tun? Sie konnten doch nichts helfen. Sie konnten keine Heizgabel führen und durften auch keine Purzelbäume schlagen, das schickte sich doch gar nicht. Dann war da noch die Pumpe, die immer daneben stand. Wenn der Wassermann, der immer alle randvoll mit Wasser halten sollte, mal nicht zur Stelle war, dann wurde schon mal gepumpt. Wie lustig war es da einander anzuspritzen. Wenn der Wassermann dazu kam, dann gab es schon mal paar hinter die Löffel. Die Pumpe hatte ja den Zweck, bei Brandgefahr bereitzustehen oder mal ab und zu die unter der Feuerung herausquillende Asche zu besprengen. Im gefüllten Wasserfass, das auch immer bereitstand, planschten gerne auch die

Mädchen. Vetter Josef, der nicht schimpfen konnte, hob schon mal eine hoch und sie durfte den kleinen Hebel an der Pfeife ziehen. Und sie konnte es auch. Die schlimmen Buben hatten dann das Nachsehen.

So gesehen, aus Kinderaugen, lief der Alltag an jenen Tagen ab. Wer kümmerte sich denn schon von uns, was da draußen vor den Grenzen des Dorfes geschah. Man hörte schon tagsüber und besonders bei Nacht schweres und leichtes Artilleriefeuer. Woher es kam, wer da schoss, das wussten nicht einmal die Erwachsenen. Wir Kinder hatten uns auch schon fast daran gewöhnt. Die wenigen Soldaten, die wie streunende Hunde noch im Dorfe herumliefen, machten nur noch alles schlimmer. Man musste ihnen fast glauben. Sie besaßen die Radios, die sie von uns beschlagnahmt hatten. Auf die Frage, was hört man, was gibt es Neues? Da war mal meist die gleiche Antwort nach der Wunschvorstellung – der Engländer kommt – wie paradox es auch immer klang, wussten doch schon die meisten Befragten, dass in diesen Tagen die Engländer schon längst dieses Land dem Machtbereich Stalins zugeschrieben hatten. Nur wenige blieben bei der Wahrheit und sagten mit nachdenklicher Miene – die Russen sind bald da, es dauert nur noch Stunden.

Es dauerte nur noch Stunden

Diese Antwort war wohl untröstlich, aber leider, leider bittere Wahrheit.

An einem dieser Tage, dem Letzten dieser Ungewissheit, stand man schon früh morgens auf, denn es gab viel zu tun. Mein Vater schleppte Stroh, viel Stroh auf den Hof. Eine Fahrbahn wurde ausgelegt. Darüber sollte die tonnenschwere Maschine fahren, um das Pflaster zu schonen. Immer mehr Kinder trafen ein, denn es war doch lustig sich hier auf dem Stroh zu balgen und zu wälzen. Da konnte ich schon mal den einen, mit dem ich meist auf Kriegsfuß stand, des Hofes verweisen.

Gleich nach Mittag war es soweit. Man war auf dem Nachbarhof fertig und nun begann der Umzug, das „Wannre“. Unter lautem Zischen und hellem Geklirr der großen Zahnräder schoben sich die schweren, breiten Hinterräder über die Brücke, den Gehsteig, dann durchs Tor, in den Hof. Daneben drängten sich die Rissleute durch. Allen voran der Wassermann, der seine fahrbare Pumpe vor sich herschob. Dann kamen der Übernehmer, der Sackträger, die Strohleut, die Spreumädel, die Garbenlanger. Alle gingen neben der Maschine durch den Hof. Die wenigen Männer waren alt und geschwächt. Paar junge Burschen, kaum über fünfzehn, und dann die Weibsleut. Sie kamen barfuß oder in gestrickten Schuhen, die mit starken Sackleinen überzogen waren, die Schnitterschuhe. Das Hemd meist aus Leinen, verstaubt und verschwitzt, klebte auf dem Rücken, bei den Frauen das leichte Kopftuch hinter dem Haarzopf festgebunden. Dem leichten Rock war die Schürze vorgebunden. Diese diente nicht nur als Schweißstuch, sondern es wurde damit schon mal eine Träne oder derer mehr weggewischt.

Müde trabten sie daher. Wortlos und mit versteineter Miene. Immer die Frage auf den Lippen, wie lange noch. Diese Tage der Ungewissheit trieb sie fast bis an die Grenze des Zumutbaren. Waren es doch schon fast drei Wochen seit der

Nachrichtensperre. Manch zierliches Mädchen oder junge Mutter stöhnte da, nicht nur unter der schweren Plage, der Mittagshitze, sondern es war die seelische Belastung, die immer drückender wurde. Wo wird er wohl sein? Ist er noch am Leben? Werden wir uns nochmal wiedersehen? Das waren immer die Worte, die da, wenn auch lautlos, in den Wind gesprochen wurden. Manche arme, junge Witwe fragte sich zudem schon mal, wie wird das noch enden?

Bald aber waren die Maschinen zurechtgestellt, die Räder wurden angekeilt, die Treibriemen aufgezo-gen und die Rissleute waren eingeteilt. Die Leiter wurde an den Garbenschober gelehnt und die Garbenlanger stiegen empor. Die Garbenwerfer waren oft nur Werferinnen. Die Männer standen im Feld, wie es hieß. Die Strohleut' hatten sich schon ihren Elevator, den Ello, eingerichtet, den Riemen aufgezo-gen. Die Umriss-e des neuen Strohschobers werden angezeigt. Der Übernehmer und der Sackträger richteten die Waage ein, die Spreumädels legten die Trage aus und bahnten den Weg in die „Sprauhitt“. Die Spreu, die grobe und die feine, musste immer rechtzeitig beseitigt werden. Sie wurde vorne am Dreschkasten mit viel Staub herausgewirbelt. Der Fütterer, der alte Vetter Hans, stieg die Leiter empor auf den Kasten in das Trommelloch. Daneben stand schon die Garbenaufschneiderin, die sich nach jeder schweren Garbe tief bücken musste. Franz, der Heizer, führte mit großem Eifer die Strohmassen in den Feuerschlitz und beobachtete wie der Dampfdruck anstieg. Vetter Josef, sein Chef, war nochmal durch den Hof gegangen und blickte die Hauptgasse entlang. Außer ein paar Menschengruppen, die da ängstlich und ratlos standen, war weiter nichts zu sehen. Dann fangen wir also in Gottes Namen an. Ein kurzer Pfiff ertönte laut, der lange Hebel wurde gezogen, die Zischhähne waren geöffnet und der herausströmende Dampf hüllte die dabeistehenden Kinder wie in eine Nebelwolke ein. Die mächtigen Pleuel auf dem Kesselrücken begannen ihre Bewegung und alle Räder drehten sich. Schneller, immer schneller, bis die Zischhähne seitlich am Zylinder geschlossen wurden. Das Tempo war erreicht, nochmals ein kurzer Pfiff, der verhiess nun Garben ab.

Dicke schwarze Rauchschwaden zogen über den Hof und stiegen in die Lüfte. Das Geräusch des großen Kastens, das Wummen der Garben im Trommelraum, das monotone Knattern der langen Siebe, das Summen der gewaltigen Strohrüttler, die das Stroh mit viel Staub auf den Ellotrichter warfen. Das Kettenpaar, immer in gleichen Abständen durch die Nagelbretter verbunden, förderte das Stroh über den Elevator hoch hinauf. Der Wassermann hatte das Trinkfass gefüllt und reichte es umher. Alle Durstigen, und deren gab es viele, konnten sich daran laben, indem sie das Wasser aus dem Trinkschnabel sogen. Vetter Josef ging mal wieder den Hof entlang und blickte auf die Straße. Und nochmals und nochmals. Es war gegen vier Uhr, da kam er das letzte Mal vom Tor. Wortlos mit versteinerner Miene, das sonst so sonnengebräunte Gesicht schien diesmal blass und fahl. Er eilte hin zur Dampflock, stieß etwas unsanft den jungen Franz zur Seite, ergriff mit harter aber zittriger Faust den langen Hebel, der die Dampfzufuhr steuerte und zog denselben ganz heraus. Er öffnete noch die Zischhähne, um das Anhalten zu beschleunigen. Dann zog er die

Dampfpfeife und vergaß sie nochmals zu schließen. Schrill und laut erklang die Pfeife als wäre es der letzte Ton, der letzte Hauch. Man hörte ihn im ganzen Dorf und noch weiter. Bedrohlich, kläglich, schauerlich. Und dieser Ton, er fand kein Ende.

Die alte Dreschmaschine schluckte die letzte Garbe, die Aufschneiderin ließ sie fallen, die Garbenlanger ließen die Gabeln in den Garben stecken und kletterten die lange Leiter wieder hinab, die sie erst vor einer Stunde emporgestiegen waren. Wortlos und schnell kamen sie alle hervor. Niemand fragte nach dem Grunde. Man wusste es, man wusste was dieser Pfeifton bedeutete, dieses Signal, das es in der Geschichte des Drusches noch nie gegeben. Man wusste sofort was da die Stunde schlug. In wenigen Sekunden verließen die Rissleute den Hof. Niemand dachte noch daran, sich erst noch den Staub und den Schweiß aus dem Antlitz am gefüllten Wassertrog zu waschen. Vetter Josef ergriff nochmal die stählerne Heizgabel. Mit Kennergriff stieß er unter den breiten Treibriemen auf dem großen Schwungrad. Klatschend schlug dieser lange, schwere Riemen auf den Boden. Niemand dachte nur daran, dieses zu dieser Zeit so teure Stück in Sicherheit zu bringen. Die Kinder standen noch immer, sie wussten ja kaum was geschehen war. Sie standen da mit offenem Mund und hielten sich die Ohren weiter zu bis der Pfeifton verstummte. Dann wandte sich der alte Maschinist nochmal an uns Kinder – hört mal alle her ihr Kleinen, geht jetzt schnell nach Hause zur Mutter, die wartet schon. Wir brauchen hier jetzt nicht mehr weiter heizen, denn in diesen Minuten geht das Feuer in diesem Lande für uns alle aus.

Was folgte...

Das waren die Septembertage 1944, als die Flammen unseres freien und glücklichen Daseins im Banat fast erloschen. Was folgte war Bedrängnis, Not, Elend, Entrechtung, Vertreibung. Jahrzehnte später versuchte man nochmals die Flammen zu entfachen. Diese aber blieben aus. Es war nur ein heißes Glimmen unter der Asche. Dennoch: Der Schwabe zeigte nochmals seinen Fleiß, schuf in wenigen Jahren ein blühendes Heim. Wofür fragen sich heute noch viele. Der Lebensmut siechte dahin, statt der Flammen waren es nur noch dunkle Rauchschwaden, die immer bedrohlicher wurden. Nun sind auch die letzten Rauchschwaden verzogen, was blieb ist nur noch kalte Asche. Diese Asche aber ist geordnet und gefestigt, in Beton und Stahl. Der Schwabe verabschiedet sich ordentlich. Kein Hauch der Willkür, kein Sturm kann sie hinwegpusten. Es sei denn, wir legen selber Hand an und vernichten unserer Vergangenheit, indem wir sie teilnahmslos verschweigen. Unsere Geschichte töten. Wir aber wollen unsere Geschichte aufzeichnen, für uns und die nach uns kommen. Denn ein Volk das seine Vergangenheit auslöscht, zerstört damit seine Zukunft.

(Anm.: Josef Goschy wohnte in 8048 Haimhausen bei München, Eggentaler Straße 8, so der Stempel auf dem undatierten Manuskript, das er Mitte der 90er Jahre an Luzian Geier geschickt hatte in Verbindung mit einem geplanten Buch über „Jahrmarkt und der 2. Weltkrieg“. Das Typoskript befindet sich im Archiv der Heimatgemeinschaft Jahrmarkt.)